

International

Der naive Traum vom Bewältigen der Geschichte

Ein Zürcher Filmproduzent möchte eine slowakische Kleinstadt an ihre jüdische Vergangenheit erinnern. Und stösst auf überraschend grossen Widerstand.

Von Bernhard Odehnal, Komarno

Der Saal ist voll, doch Peter Scheiner ist enttäuscht. Weder der Museumsdirektor noch sein alter Freund, der Vizebürgermeister, sind gekommen. «Es interessiert sie nicht», murmelt der Zürcher Filmproduzent, «obwohl es ihre eigene Vergangenheit ist.» So zeigt Scheiner den Film, den er zusammen mit seiner Frau Susanne gedreht hat, im ungarischen Gymnasium der slowakischen Kleinstadt Komarno vor hundert Schülern und ihren Lehrern. «Naive Träume» heisst die halbstündige Dokumentation über eine kleine jüdische Gemeinde, die dem Untergang trotzt. Scheiner möchte den Menschen von Komarno ihre vergangene und jetzige Geschichte zeigen und dabei erfahren, «wie viel sie davon überhaupt wissen».

Vor dem Krieg lebten knapp 3000 Juden in der Stadt an der Donau, 10 Prozent der Bevölkerung. Sie hatten drei Synagogen, Schulen, Geschäfte. 1944 wurde das alles mit einem Schlag ausgelöscht. Die meisten Juden wurden von der ungarischen Gendarmerie deportiert und im Vernichtungslager Auschwitz ermordet. Andere wurden am Donauufer erschossen. Heute hat die jüdische Gemeinde 45 Mitglieder.

«Ganz weit weg»

Als Peter Scheiner kurz vor der Jahrtausendwende zum ersten Mal in Komarno drehte, herrschte Aufbruchstimmung. Eine Synagoge wurde mit Geld und Hilfe aus Zürich renoviert, die Söhne des Präsidenten der jüdischen Gemeinde gründeten eine jüdische Wochenzeitung. Sie hofften auf Zuwachs durch jüdische Emigranten aus Russland und der Ukraine. Doch als der Schweizer zehn Jahre später mit der Kamera zurückkam, erlebte er statt Euphorie Ernüchterung. Die Gemeinde zelebriert ihre Kultur weiterhin im Verborgenen. Als Scheiner seinen Film im Gymnasium zeigt, sind viele Schüler erstaunt, dass es in ihrer Stadt Juden gibt. «Wir wissen nichts von ihnen», gibt eine Schülerin zu, «das Thema ist für uns ganz weit weg.» Dabei steht die Synagoge gleich neben der Schule, und der Gemeindepräsident würde sich über Besuch freuen.

Komarno erinnert sich an seine Geschichte. Doch es ist eine andere, in der Juden nicht vorkommen. Bis zum Ende der Monarchie lag die Stadt in Ungarn, noch heute sind rund 60 Prozent der Bewohner Ungarn. 1919 wurde sie im Friedensvertrag von Trianon geteilt: Der kleinere Teil am rechten Donauufer mit dem Bahnhof blieb als Komarom bei Ungarn, das Zentrum mit Hafen und Kirchen am linken Ufer kam zur Tschechoslowakei. Die Bogenbrücke über die Donau war jahrzehntelang eine schwer überwindbare Grenze, erst seit dem Beitritt Ungarns und der Slowakei zum Schengenraum ist sie wieder eine echte Verbindung.

Flucht und Verurteilung

Mit den offenen Grenzen verschwand jedoch nicht der Nationalismus auf beiden Seiten. Im Gegenteil. Der von der Politik in Budapest manchmal verklausuliert und manchmal offen ausgesprochene Wunsch nach der Wiederherstellung Grossungarns wirkt auch in der ungarischen Minderheit in der Slowakei. Komarno hat ein neues Mahnmal zum Gedenken an die «Schande von Trianon», auf dem Hauptplatz hängt ein Foto des Diktators Miklos Horthy, der 1938 mit Hitlers Zustimmung die abgetrennten Gebiete wieder annektierte. Und im Festsaal des ungarischen Gymnasiums erinnert eine Marmortafel an einen Tag im Oktober 1956, als die Schüler «die ungarische Revolution heldenhaft verteidigten». Lange betrachtet Peter Scheiner diese Tafel. Er lebte damals in Komarno, er war an diesem Tag an der Donau. Drüben, in Ungarn, war Revolution, doch die Grenze war gesperrt, und auf tschechoslowakischer Seite konnten die Menschen höchstens zu den Revolutionären hinüberhelfen. Heute, wundert sich Scheiner, «machen sie eine Heldentat daraus». Scheiner wurde 1947 in eine jüdische Familie in Komarno geboren,



Ernüchterung statt Euphorie: Rathaus von Komarno mit dem Monument des Generals György Klapka. Foto: Martin Fejer (Ostphoto)

«Es verwundert nicht, dass die Juden hier so wenig Selbstbewusstsein haben und richtig verängstigt wirken.»

Peter Scheiner

sein Vater hatte das KZ überlebt, seine Mutter stammte aus Budapest. 1968 flüchtete er nach der Niederschlagung des Prager Frühlings über Österreich in die Schweiz. In seiner Heimat war er zuvor als Reporter für das slowakische Fernsehen tätig gewesen. Nach seiner Flucht verurteilte ihn das kommunistische Regime in Abwesenheit zu zweieinhalb Jahren Gefängnis. Das Urteil wurde erst nach der Wende aufgehoben.

In Zürich lernte Scheiner seine Frau Susanne kennen. Zusammen gründeten sie eine Firma, die Industrie- und Dokumentarfilme realisiert. Seit der Wende besucht er immer wieder seine alte Heimatstadt und sucht mit der Kamera nach Spuren jüdischen Lebens. Es ist auch eine Suche nach der eigenen Vergangenheit in einer feindlichen Umgebung: «Jude und Ungar zu sein, das war in der CSSR nicht gerade von Vorteil.»

In der Erinnerung der Stadt kommt diese Zeit überhaupt nicht mehr vor. Das Gemeindemuseum von Komarno ist so gross, dass es ein Palais und zwei Aussenstellen belegt. Mehrere Säle sind den Prominenten der Stadt gewidmet, dem Komponisten Franz Lehár und dem Schriftsteller Mor Jokai. In anderen Sälen sind alte Tonkrüge, Fotos aus der Monarchie, Waffen und Uniformen ausgestellt. Die Zeit des Kommunismus fehlt in der Ausstellung völlig, und auch über die Juden von Komarno gibt es nichts.

Vor ein paar Jahren wollten Scheiners ihre erste filmische Dokumentation «Er-



«Es interessiert sie nicht»: Peter Scheiner in Komarno. Foto: Bernhard Odehnal

innerungen für die Zukunft» dem Museum zur Verfügung stellen, kostenlos. «Dann wäre wenigstens ein Film über die Juden gelaufen.» Der damalige Direktor lehnte ab: kein Bedarf. Auch sein Nachfolger zeigt wenig Interesse. Eine Vitrine für die Geschichte der Juden? Herzlich gern, lächelt Direktor Jozef Csürtörtöky, «jederzeit - wenn ich Geld bekomme». Doch die Stadt habe keine Mittel. Zudem müsste noch so viel restauriert werden. Dass der Film dann im Kino von Komarno gezeigt wurde, war das Verdienst der Schweizer Botschaft in Bratislava.

Komarno wirkt friedlich, fast verschlafen. Doch in Gesprächen mit seinen Bewohnern wird schnell Misstrauen und Angst spürbar: Die Slowaken fürchten sich vor ungarischen Gebietsansprüchen, die Ungarn fühlen sich unterdrückt. Kleine symbolische Handlungen können heftige Reaktionen auslösen. Als im Garten einer ungarischen Kirche das Mahnmal an Trianon aufgestellt wurde, marschierten slowakische Nationalisten auf und drohten mit Krieg. Als der damalige ungarische Staatspräsident Laszlo Solyom eine Statue des ungarischen Nationalheiligen Stephan in Komarno einweihen wollte, blockierten slowakische Polizisten die Donaubrücke und schickten das Staatsoberhaupt nach Ungarn zurück.

Stark verwurzelte Vorurteile

Heute wird man in Geschäften in beiden Sprachen begrüsst. Doch auf Ämtern, in Spitälern und bei der Polizei müssen Ungarn mit Ungarn slowakisch sprechen. Das slowakische Sprachgesetz, beschlossen vor fünf Jahren von einer sozialdemokratisch-nationalistischen Koalitionsregierung, schreibt es so vor. Wer in Komarno eine ungarische Zweitstaatsbürgerschaft annimmt, der verliert die slowakische. Auch das ist ein neues Gesetz. Einig sind sich Ungarn und Slowaken nur in ihrem Hass auf die Roma. «Niemand mag sie hier», sagt eine Lehrerin im ungarischen Gymnasium, «sie sind faul, stehlen und leben von unseren Steuern.» Den Einwand, dass Roma doch heute Opfer ähnlicher Vorurteile und Gewalt seien wie früher die Juden, quittiert sie mit Empörung: Dieser Vergleich sei absolut unzulässig.

In diese angespannte Atmosphäre kommt Scheiner und möchte über Juden reden. Er spricht zwar flüssend slowakisch und ungarisch, aber er wird noch nicht verstanden. Nicht einmal von seinen Jugendfreunden. Er ist Ausländer, der in Verdacht steht, Unruhe stiften zu wollen. Freundlich, aber bestimmt lassen sie ihn ins Leere laufen: der Bürgermeister, der Museumsdirek-

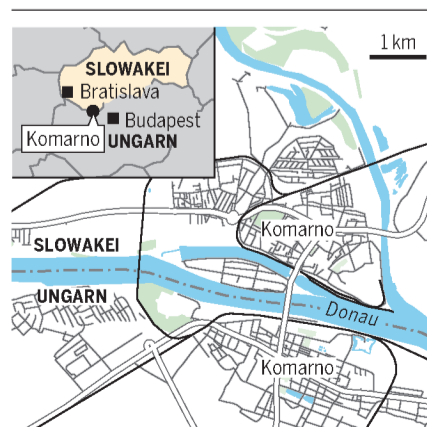
tor. Als Scheiner seine «Naiven Träume» im Juni zum ersten Mal vorführen wollte, bekam er keinen Raum von der Stadt.

Auch die Vorführung im ungarischen Gymnasium endet nicht ganz harmonisch. Eine Lehrerin wird in der Diskussion als Tochter jüdischer Eltern «geoutet» und ist darüber gar nicht glücklich. Das könnte noch Schwierigkeiten geben, fürchtet sie. Eine andere jüdische Lehrerin sei von ihren Schülern beschimpft worden. Der Antisemitismus ist in der Slowakei nicht so alltäglich wie im Nachbarland Ungarn. Aber er ist ebenso stark verwurzelt. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, dass «die Juden hier so wenig Selbstbewusstsein haben und richtig verängstigt wirken», hat Scheiner beobachtet.

Vergessene Geschichte

Die drei Synagogen stehen heute noch. In einer ist ein Altersheim untergebracht, in einer anderen eine Squash-Halle. Immerhin wurden Gedenktafeln zur Erinnerung an den Holocaust auf Ungarisch, Slowakisch, Englisch und Hebräisch angebracht. Was sich hingegen im Keller unter dem heutigen Europa-platz ereignete, weiss fast niemand mehr. Scheiner zeigt auf das Eisentor hinter den Stufen, die in den Untergrund führen. «Hier unten waren 1944 die Juden inhaftiert, bevor sie nach Auschwitz deportiert wurden.» Rund um den Kellereingang wurden in den vergangenen Jahren bizarre Kitschbauten errichtet, aus Beton, aber mit pseudohistorischen Fassaden. Jedes Haus, erklärt der Stadtführer, sei im typischen Baustil eines EU-Landes errichtet. Es ist Komarnos Beitrag zur europäischen Einigung.

Der Zürcher Peter Scheiner aber schliesst mit seinem Versuch ab, einen Beitrag zur Erinnerungskultur zu leisten. Nach Komarno will er nur mehr zurückkehren, «wenn ich von der Stadt eine Einladung bekomme».



TA-Grafik mt

Katar schickt einen Botschafter nach Gaza

Der Emir des superreichen Golfstaats unterstützt die islamistische Hamas bereits mit Treibstoff.

Von Tomas Avenarius, Kairo

Der Emir von Katar betreibt eine eigenwillige Aussenpolitik. Er ist Freund des Westens, kommt mit den Israelis zurecht. Er hat aber auch keine Berührungspunkte gegenüber Islamisten. So war der Herrscher vom Golf einer der Vorreiter der Libyen-Intervention; neben den Nato-Jets waren katarische Kampfflotten im Einsatz, als der libysche Herrscher Muammar al-Ghadafi im Sommer 2011 aus dem Amt gebombt wurde. Auch im Syrien-Konflikt setzt Abdullah bin Khalifa Al Thani auf militärische Gewalt von aussen, bisher jedoch weitgehend alleine.

Jetzt hat der eigenwillige Emir einen weiteren Ausfallschritt gemacht. Katar eröffnete eine diplomatische Vertretung im Gazastreifen. Die Einrichtung des «Verbindungsbüros» könnte zum Präzedenzfall werden: Trotz der Machtübernahme der Islamisten im kleineren der beiden palästinensischen Gebiete 2007 bleibt die Hamas bis heute international weitgehend isoliert. Sie wird von vielen westlichen Staaten noch immer als Terrorgruppe klassifiziert, obwohl sie das winzige Landstück an der ägyptischen Grenze seit fünf Jahren beherrscht. Das Büro des Emirs könnte die Hamas nun international aufwerten. Andere arabische Staaten könnten dem Beispiel folgen. Die Vertretung selbst wird zwar nach Angaben der Zeitung «Gulfnews» keine Botschaft, sondern nur ein Verbindungsbüro sein. Es wird ihm aber immerhin ein Botschafter vorstehen.

«Humanitäre Verantwortung»

Einen grösseren Gefallen als das Verbindungsbüro könnte der Emir den Hamas-Führern kaum tun. Sie bemühen sich bisher erfolglos darum, von der Weltöffentlichkeit als ein wichtiger Vertreter der Palästinenser anerkannt zu werden. Bisher mussten sie das internationale Feld Palästinenserpräsident Mahmoud Abbas von der Fatah überlassen. Mit Abbas kommt der Emir weniger gut zurecht, Katars Fernsehsender al-Jazeera kritisiert den Palästinenserführer meist hart. Dass der Emir neben der Fatah und Abbas auch die Israelis vor den Kopf stossen dürfte, scheint er in Kauf zu nehmen - obwohl das Emirat für einen arabischen Staat ausgesprochen gute Kontakte zu Israel pflegt.

Das ausgeprägte Selbstbewusstsein des Emirs gründet nicht auf der Grösse seines Landes, sondern auf dem Rohstoffreichtum: Er kann sich seine unkonventionelle Aussenpolitik leisten. So soll auch das Verbindungsbüro in Gaza die Verwendung von Millionenhilfen steuern, die der Emir dem Gazastreifen zur Verfügung stellt. In den kommenden drei Jahren sollen mindestens 245 Millionen Dollar fliesen, um das im letzten Gazakrieg von den Israelis stark zerstörte Gebiet wieder aufzubauen. Das Geld geht in Infrastruktur-, Wohnungsbau-, Bildungs- und Gesundheitsprojekte. «Das Engagement Katars für die Palästinenser geschieht aus humanitärer und religiöser Verantwortung, sich an die Seite der Unterdrückten zu stellen», so ein Vertreter des Emirs bei seinem Besuch Gazas. Er kündigte zudem an, dass durch die Realisierung der Projekte 10 000 Arbeitsplätze im Gazastreifen entstehen würden.

Treibstoff für das Kraftwerk

Was die Hilfe Katars für die Palästinenser angeht, so ist sie im Gegensatz zu den Versprechungen vieler anderer arabischer Staaten schon jetzt sehr real: Das kleine und einzige Kraftwerk im Gazastreifen läuft wieder mit Vollast, dank Treibstoff vom Golf. 30 Millionen Liter Diesel sollen der Hamas helfen, die Energieversorgung als eines der schwierigsten Probleme der rund 1,3 Millionen Gaza-Palästinenser zu verbessern; im Gazastreifen gibt es manchmal nur sechs Stunden täglich Strom vom Netz. An der Lösung des Problems haben inzwischen auch die Israelis, die den Gazastreifen jahrelang komplett zu blockieren versuchten, Interesse: Ins Land gelangt der katarische Treibstoff nicht nur über die ägyptische Grenze, sondern auch über Israel selbst.